Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 28

Artikel: Heuet vor fünfzig Jahren

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641281

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

für Durchführung der Transaktion bin. Haben Sie mich verstanden? — Gut. Und telegraphieren Sie mir sofort das Ergebnis der Unterhaltung nach London in mein Hotel! —Guten Tag!"

Erst als Mr. Bigward den Hörer wieder anhängen will, da fällt ihm ein, daß er sich gar nicht in New York oder Europa, also auf dem Festlande, sondern auf einem fahrenden Schiffe befindet. "Donnerwetter!" ist das einzige, was sich ihm entringt. Etwas Hochachtung bekommt er jeht, allerdings nicht etwa, wie man vielleicht annehmen sollte, vor der wunderbaren Technik, die dieses Gespräch ermöglichte, sondern vor sich selbst, nämlich, daß er auch einmal "drahtlos" gesprochen hat.

Aber lassen wir ihm diese kleine Eitelkeit und über= legen wir uns vielmehr, wie eine derartige Berbindung vom Land zu einem fahrenden Schiff zustandekommt. Ist es denn nicht eine großartige Sache, daß man überall, wo man sich auch befindet, selbst auf dem Dampfer, mitten auf dem Ozean, mit der ganzen weiten Welt verbunden ist? Wäre dieses Wunder auch ohne Telephonie und draht= lose Wellen, also gewissermaßen einer Rombination von zwei grundverschiedenen technischen Errungenschaften mög= lich? Wohl kaum! Welchen Weg nimmt aber unser Tele= phongespräch? Nehmen wir also an, wir sind nicht Mr. Bigward, sondern sitzen in New York und greifen zum Hörer. Die Telephonbeamtin meldet sich, wir lassen uns mit dem Fernamt verbinden, resp. stellen, sofern wir natur= lich Selbstanschluß haben, die Verbindung selbst her, und melden dort ein Gespräch mit dem zurzeit zwischen Amerika und Europa befindlichen Dampfer "Leviathan" an. Das Fernsprechamt wird diese Anmeldung der für derartige Verbindungen zuständigen Beamtin übermitteln, und hier set bereits das Neue für uns ein! Denn für diese Art von Gesprächen gibt es nicht nur eine besondere Bezeichnung, sondern auch eine separate Stelle auf dem Fernsprechamt. Der Amerikaner benutt nämlich diese Einrichtung weit mehr und häufiger als der Europäer und hat ihr dafür den Mamen "Ship to Shore" zugelegt.

Was macht jest die Beamtin? Allgemein wird man annehmen, daß sie die Funkstation anruft, eine Sprechverbindung mit dem "Leviathan" verlangt, darauf wartet und dann alles zusammenschaltet. Dem ist aber nicht so. Bielmehr stellt sie selbst die Verbindung mit dem Dampfer ber, indem sie lediglich nur die in einem Nebenraume beschäftigten Techniker auffordert, den Dampfer "Leviathan" anzurufen. Denn alles wird dirett von New York aus erledigt, und Sender und Empfänger ferngesteuert resp. automatisch geregelt. Betreten wir daher gunächst den Rebenraum oder die "Betriebszentrale", wie man sie bei uns nennt. Eine die ganze Breitwand einnehmende Fläche aus Rästen, Stalen, Tafeln, Bebeln, Zeigern, Schaltern, Buch= sen und Drähten blidt uns entgegen. Bon hier tann alles beobachtet und geregelt werden, jedweder Fehler behoben und jedes Schiff lediglich durch Drehen einer Stala angerufen werden. Hier sind auch die über hundert Ber= zögerungsstromtreise zu finden, die die im Ueberseeverkehr entstehenden Echos verhindern sollen. Durch gut pupini-sierte, d. h. besonders isolierte Kabel wird das Gespräch zu der Sendestation nach Deal, das sich mehrere Meilen füdlich von New York befindet, übertragen und jest durch die großen Funkturme in den Aether hinausgesandt. Ueber Anlage und Aufbau des Senders läßt sich jedoch nicht viel Besonderes sagen, da er genau dieselben Einrichtungen wie jede Funtstation für kommerziellen Berkehr aufweist, wobei natürlich den Berhältnissen hierfür entsprechend Rechnung getragen worden ift.

Weit interessanter ist dagegen die Anlage auf dem Dampfer. Zunächst ist hier ein großer Radioempfänger für Kurzwellen mit allen Schikanen aufgestellt, der immer auf die betreffende Landstation eingestellt bleibt. In der Funk-

kabine selbst sind auherdem auch noch alle sonstigen Borrichtungen sowohl für Empfang, als auch für Sendung
untergebracht und insbesondere noch verschiedene Abstimmungsmöglichkeiten und Siebkreise vorhanden. Ein Telephonverteilerschrank, wie ihn jede größere Fabrik besitzt,
ermöglicht das Weiterleiten der Gespräche direkt zum Kapitän des Schiffes, in besondere Kabinen mit Telephonanschluß oder in die in unmittelbarer Nähe befindliche
"Telephonzelle".

Bevor wir jedoch jest auf den Empfang des vom Schiff kommenden Gesprächs eingehen, muffen wir zunächst folgendes einschalten. Es hat sich nämlich im Laufe der Jahre herausgestellt, daß man die Sende- und Empfangs= station nicht zusammenlegen darf, da hierdurch unnötige Störungen verursacht werden. Aus diesem Grunde befindet sich die Empfangsanlage nicht etwa, wie man vielleicht annehmen sollte, gleichfalls in Deal, sondern in Forked River, wiederum mehrere Meilen von New York einerseits und Deal, der Sendestation, andererseits, entfernt. Das äußere, weithin sichtbare Wahrzeichen von Forked River ist eine riesige, weit in den Dzean hineingebaute Empfangs= antenne mit einer Sobe von ca. 40 Meter. Eine außer= ordentlich gut gegen den Boden isolierte Zuführungsleitung bringt die Sprechströme in das ganz unscheinbare kleine Bäuschen, wo der Rurzwellenempfänger sowie die Maschinen= anlage steht. Durch ein weiteres, diesmal unterirdisch ans gelegtes Kabel wird alles in die Betriebszentrale von New Pork übertragen und hier mit dem Sender vereinigt, also gleichsam der Kreis geschlossen, um telephonieren zu können.

So widelt sich der Sprechverkehr mit einem fahrenden Dampfer ab, schneller noch als man es hier erzählen kann. Daß höchste Betriebssicherheit besteht, braucht wohl nicht extra noch erwähnt zu werden, und ebenso ist es auch ganz selbstverständlich, daß man hüben und drüben alles klar und deuklich verstehen kann.

Heuet vor fünfzig Jahren.

Von Frieda Schmid-Marti.

Der achte Juni, Medardustag, war früher der Auftakt zum Heuet. Auf diesen Tag waren landauf und sab die Sensen gedengelt, die Holzrechen neu gezahnt, die Wasgen gerüstet, die Mähder gedungen. Im ersten kahlen Schein der Morgenfrühe gab es Tagwache im Bauernhaus. Da klopfte der Aetti im Sternenriedboden mit seinem Hecken an die Decke zum Obergaden und rief: "Buebe, uuf! Es isch Int." Ruf und Klopfen waren derb und wuchtig, nicht so hübscheli und zimperlich, wie heutzutage der Bortier im Hopfen pflegt. Der Sami und der Durs, der Kari und der Hönfen pflegt. Der Sami und der Durs, der Kari und der Hönsen, trampeten das Stiegli hinunter an den Brunnen und ließen den vollen Strahl der Röhre über die verschlafenen Köpfe den vollen Strahl der Röhre über die verschlafenen Köpfe den vollen Strahl der Röhre üben den Laubenvfosten sing. Das weckte die Lebensgeister.

Laubenpfosten hing. Das weckte die Lebensgeister.
Und dann rief 's Müetti sicher schon aus der Küche:
"Buede! Chömit u näht es Chacheli heißi Miuch uf e Wäg!
Das tuet ech besser weder es Glesli Härdöpfler"

"Seh, so nes chlys Tröpfli i der Herrgottsfrüechi für goh z'mähie, schadt gwüß o nüt", verteidigte sich der Uetti, und schenkte ein kleines Tröpfli in sein Gläsli.

Wher Wutter Bäbeli stand schon unter der Haustüre, in der einen Hand den blumigen Milchafen, in der andern vier Buchssäggle, ineinander gestellt. (So nannte man früher die roten, irdenen Tassen, wie sie im Seeländerbauernhaus übslich waren.)

"So! Näht e jede e Schluck", sagte sie resolut, ließ jeden ihrer Buben ein Chacheli ergreifen und schenkte der

Reihe nach ein. "Es Schnäpsli isch nüt für i nüechteri Chindsmiuchmäge ..."

Das Mutterrecht, in knapper Befehlsform, hatte sich Bäbeli selbst ihren bärtigen Buben gegenüber gewahrt. Weber Sami, Durs noch Kari, nicht einmal der widerborstige Hämmi sahen darin etwas Ungehöriges. Alle waren der Mutter zu willen. Durs und Kari leerten jeder drei Tassen voll hinunter.

Darauf hin griffen der Aetti und die drei jüngeren Buben nach den Sensen. Der Hämmi verzog sich nach dem Stall.

Fahl und gespenstisch steht der Spätmond am Himmel. In seinem Schein bligen die Sensen schwach auf. Die schwersgenagelten Schuhe der Mähder klappern auf der Dorfstraße, der Laut verliert sich im Feldweg.

"Mir stäche d'Lerchmatte a. Es isch die früechschti", bestiehlt der Bater.

Langsam wächst die Selle. Der Frühwind weht harsch. Der Morgen ist fühl. Da und dort zerreist Dengelschlag die Morgenstille. Sine Lerche jubelt schon im Dämmergrau des Himmels. Grau silbern die Salme über den Wiesengründen. Wie blasse Sterne wiegen sich die weißen Margriten zwischen Esparsetten und Wiesensalbei. Der Windschelt Gras und Blumen. Die Luft ist schwer vom Duft des reisen Grases. "Luegit, wie d'Schmale wäuelle, 's Seugras isch rys", deutet der Bater auf das grüne wogende Weer in der Lärchenmatte.

Durchs Mattenweglein kommt Seppli, der Güterbub, gelausen. Auch er mit geschulterter Sense. Er läust was er mag und rust von weitem: "I wot o häuse amähie. I wott em Durs noh mähie." — "Du nimmsch des Muul aber von use, Seppli, mach du de nume, daß du em Schwanz noche magsch (zuhinterst).

Bling-blang, bling-blang! Die Mähder wegen ihre Sensen. Durs mit den fräftigen Armen stellt sich ein und mäht an. Dann folgen Sami und Kari, dann der Bater und zuletzt Seppli. Es geht im Takt.

Ss—Ss—Ss singen die Sensen ins tauige Gras. Und zwischen hinein: Bling-blang — bling-blang. Seppli legt sich gehörig ins Zeug und hält Schritt. "Häb Berschtang im Streich, u mach nit wie ne Wilde", raunt der Bater zu Durs, der mit wuchtig vorgeneigtem Leib in mächtigem Schwung der Arme ausgreift und drein haut. "Der Vormähder much de angere der Oote loh." —

Die Männer schaffen und schweigen. Nur die Sensen rauschen und singen: Ss—Ss—Ss. Durs hat einen Borsprung und Seppli ist etwas zurückgeblieben, aber auch seine Sense schleichen Schweizer und größer. Er schwitzt und wetzt, mäht und keucht. "D'Lerchmatte het jo so läng Iöhn wie ds Längmoos", würgt er verbissen aus sich hervor und mäht ... Schon sind die andern vier Mähder "äne use" und kehren um, wegen und fangen diesseits an, ihm entzgegen zu mähen. "Cher um, u mach' vorus", ruft Durs ihm entzgegen. "Ueber die angeri Mahde bisch du der Vormähier", nedt er. "Du fahrsch geng drn, wie ne Muni i=ne Chrishuuse."

Der Tag erwacht. Die Sonne steigt. Von den heißen Stirnen rinnt der Schweiß unablässig und tropft auf die braunen Arme. Aber die geben nicht nach. Die schlagen zu und schaffen. Mahd sinkt neben Mahd. Häufiger tönt das Wegen. Jäher wird der Schnitt. Schweigend schaffen die Männer. "D'Hälfti hei mer", sagt der Aetti und atmet erleichtert auf.

Klar und blau wölbt sich der Himmel und spannt sein lichtes Zelt über der schönen Erde. Nur vereinzelt segeln Wolken in die Bläue und verdunkeln sekundenlang das skrahslende Gestirn der Sonne. Flügelschlag eines Vogelzuges

schwebt über der Wiese. Die Mähder sehen es nicht, fühlen es nicht. Sie hören es nicht. Ihre Sinne sind tatgewordene Arbeit. Der Arm darf nicht erlahmen, der Wille nicht ersterben. Der Bauer treibt ein hartes Handwerk. Das zwingt man! Man muß! Müdesein gilt nicht!—

Noch eine Mahd! Die lette! Sami spudt in die Hände und wetzt, holt aus und mäht. An seinen Armen werden die Muskeln eisenhart. Die Halsadern diche Stränge.

(Shluß folgt.)

Ricarda Huch 70 Jahre alt.

Am 18. Juli feiert Richarda Huch ihren 70. Geburtstag. Im Iahre 1889 promovierte sie in der Schweiz und



Ricarda Huch.

arbeitete dann in Zürich als Sekretärin an der Stadtsbibliothek. Sie war mit ihrem Better, Dr. Richard Huch, in zweiter Ehe verheiratet und lebte in Berlin und Münschen. Unter dem Pseudonnm Richard Hugo erschienen im Jahre 1892 ihre ersten Gedichte. 1892 veröffentlichte sie das Renaissance-Drama "Cove". Nach Herausgabe einiger Romane widmete sie sich im Jahre 1899 der Literaturscistorik. Einige Jahre nach der Jahrhundertwende befahte sie sich sehr ausführlich mit italienischen Stoffen, wie Geschichten von Garibaldi "Riesorgimento" und "Das Leben des Grafen Confalconieri". An neueren Werken seien noch ihre historischen und philosophischen Schriften "Luthers Glaube", "Freiherr von Stein" und "Der Sinn der Heisligen Schrift" genannt.

Rundschau.

Die Verfehmung.

In der Meinung der meisten Kulturstaaten hat das Regime des Dritten Reiches schwer gelitten. Die ameristanische Presse behandelt die Leute, welche die Exekution der Juniwende vorgenommen, als ob sie schon reif wären, ebenfalls gefällt zu werden. Beinahe so scharf urteilen die Engländer, Schweden und Spanien, die Schweiz und Holland, Irland und Finnsand, wo man hinhorcht, hat sich